

# Der junge Josef in Ägypten

»Was für Leute müsst ihr dann sein in heiligem Wandel und Gottseligkeit!«  
(2Petr 3,11)

Es gibt sicher viele Leute, die glauben, die Bibel sei nur etwas für Theologen. Zum banalen Leben hier und jetzt könne sie nichts Hilfreiches beisteuern. Alles sei zu weit entfernt von den Aufgaben, die sich dem Durchschnittsbürger heute stellen, sowohl im Beruf (z. B. Digitalisierung) als auch im Privatleben. Die aktuellen Lebensbedürfnisse des Einzelnen fänden keinen Bezug zu dem von unseren Lebensverhältnissen so weit entfernten Wort Gottes. In der Welt der »sozialen Netzwerke« müsse man schon auf andere Weise seinen Weg finden. Das Internet mit seinen Veränderungen der Lebenswelt verlange nach einem neuen Menschen, modern, beweglich, individuell, bereit, sich schnellstens auf wechselnde Lebens- und Arbeitsverhältnisse einzustellen.

Es gibt gegenwärtig noch mehr solcher »Schlüsselqualifikationen«, die nicht nur als erfolgversprechende Fähigkeiten gehandelt werden, sondern sich manchmal mit säkularen Heilsversprechen verbinden. Das aber ist ein Irrtum. Schlüsselqualifikationen – einfacher: Fähigkeiten – wurden den Menschen schon immer abgefordert, waren es hochgestellte oder einfache Menschen. Manche Fähigkeiten sind so alt wie die Welt und bleiben ewig jung, zum Beispiel die Fähigkeit des Lesens und Schreibens.

Natürlich kommen in der Gegenwart neue Fertigkeiten dazu. Der Grundbestand des menschlichen Lebens steht aber schon länger fest, nämlich seit einigen tausend Jahren. Weil das so ist, ist auch das, was die Bibel uns zu sagen hat, weiterhin höchst beachtenswert, und lesen und schreiben zu können für bibelorientierte Christen von größter Bedeutung.

• • • • •

Der heilige Wandel, von dem Petrus spricht, fängt eigentlich damit an, dass ein Christ »orientierungsfähig« ist in der Welt, in die ihn Gott gestellt hat. Die Orientierung über sich selbst und die eigenen, speziellen Lebensumstände bildet so gesehen eigentlich den Anfang vom Anfang allen Christenlebens. Wir gewinnen so – etwas anspruchsvoller formuliert – eine eigene *Identität* als Christen. Das heißt, wir sind ganz wir selbst, sind unverwechselbare Individuen, Unikate gewissermaßen, aber im Glauben vereint mit allen Wiedergeborenen, »Glieder eines Leibes«; im »Einssein völlig verschieden« voneinander.

Das macht uns als Christen oft Schwierigkeiten, weil wir im Geheimen den Wunsch haben, der andere solle so sein wie ich, im Denken, Fühlen und Wollen. »Sehnsucht nach der Uniform« könnte man das



nennen. Diese Sehnsucht nach einer das Äußerliche einbeziehenden Gleichheit ist vielfach verständlich. Sie erleichtert oftmals das Miteinander, aber geistlich notwendig ist sie nicht.

Wenn der innere Mensch uns dazu anhält, den Geschwistern im Äußeren entgegenzukommen, verraten wir unsere Identität als Christen durchaus nicht. Worauf wir aber achten sollten, ist, dass wir unsere Identität als Christen in der Alltagswelt nicht verraten. Und da ist der Gegensatz zwischen Gläubigen und Ungläubigen ein bleibendes Spannungsfeld. Wir sind überzeugt, dass die uns umgebende Welt dem Gericht Gottes verfallen ist und wir Christen aus dieser Welt herausgerufen sind. Petrus nennt hier zwei wesentliche Merkmale, die das Leben des Gläubigen kennzeichnen sollten: »heiliger Wandel« und »Gottseligkeit«.

Über beide Begriffe ist schon viel geschrieben worden. Hier nur so viel: Heiligkeit hat etwas mit dem Sich-Enthalten von Dingen und Taten zu tun, die Gott nicht ehren, Gottseligkeit wiederum ist das, was den Lebensentwurf des einzelnen Christen prägen sollte. Das eine zielt mehr auf das Nicht-Tun, der andere auf das Tun des Menschen ab. Inhaltlich bedeutet das aber weniger das Hineinschlüpfen in überlieferte Lebensformen, die meist den Mangel aufweisen, dass sie als tradiert und unecht, als »nicht authentisch« erlebt und erkannt werden und dadurch ihre Überzeugungskraft verlieren. Im schlimmsten Falle sind wir dann nicht mehr wir selbst, sondern nur »Darsteller« von etwas anderem, das offensichtlich nicht zu uns gehört.

»Sei ganz du selbst« ist gegenwärtig ein modisches Schlagwort geworden und teilweise schon abgedro-

sch. Aber es trifft zu als Aufforderung an uns Christen zu ganz persönlicher Nachfolge in der Weise, die Gott mir zeigt. Und das können wir uns ruhig zu eigen machen: Wir sind von Gott ganz individuell erschaffen worden, egal ob wir uns selbst gefallen oder nicht. Wir müssen uns also selbst auch dann annehmen, wenn es uns *nicht* passt, und wir müssen lernen, mit uns selbst unseren Frieden zu machen.

Damit fängt eigentlich alles andere an. Nicht umsonst steht in der Schrift: »Denn er ist unser Friede« (Eph 2,14). Das geht nicht wie mit einem Lichtschalter, den man umlegt und alles ist hell. Oft gehen dem Kämpfe voraus, innere Kämpfe ganz unterschiedlicher Art, Abschiede von schlechten Gewohnheiten und Haltungen, Entwicklung von Vergebungsbereitschaft, Mäßigung bei (zuweilen berechtigtem) Misstrauen gegenüber unseren Mitmenschen, aber auch bei eigenen Minderwertigkeitsgefühlen und vieles andere mehr. Viel Unheiliges ist eben auch bei den Menschen anzutreffen, die Gott selbst längst schon »Heilige« nennt, weil sie sich ihre stellungsmäßige Heiligkeit in Christus haben *schenken* lassen.

Doch Gott arbeitet auch noch gerne an jedem einzelnen seiner Kinder, weil er sie in ihrem »Erdenlauf« noch gebrauchen will. Und das ist bei Licht besehen eine großartige Sache. Es heißt nämlich, dass ich noch nicht fertig bin. Ich soll, kann und darf mich ändern. Ich habe zwar schon früh eine Identität, aber diese ist nicht »das letzte Wort«. Ich darf nicht nur, ich *soll* mich ändern, hin zu einem Bild, das ich selbst noch nicht genau kenne. Insofern wird der eigene Lebensweg unter der Aufsicht Gottes zu einer spannenden Angelegenheit. Ich bin auf dem Weg, Gott kennt das Ziel, und ich stehe vor der Aufgabe, mich den wech-



selnden Lebenssituationen unter der Aufsicht Gottes anzupassen.



In Josef, dem Sohn Jakobs, ist dieser Sachverhalt beispielhaft dargestellt. Jakob schickt Josef eines Tages auf Fahrt, um einmal nachzuschauen, was die Brüder so machen. Und Josef sieht seine Heimat nie wieder.

Versuchen wir zunächst, uns in die Situation Josefs zu versetzen. Der sitzt da in seinem modischen bunten Rock und lässt sich von der Sonne bescheinen. Ich glaube nicht, dass er seine Brüder vermisste. Das waren ja überwiegend ausgesprochene Grobiane, und er hatte sie bis zur Weißglut gereizt mit seinen Träumen. Sogar Jakob fand das nicht nett – mehr nicht –, aber er sorgte dafür, dass seinem Herzensschatz kein Haar gekrümmt wurde.

Dieser Josef macht sich also auf die Reise. Dem geübten Leser wird schnell klar, dass es bei der Geschichte nicht um die naive Wiedergabe einer Wanderung durch den Nahen Osten geht. Es ist vielmehr die Erzählung einer Lebensreise. In ihr geht es darum, was diese äußeren Ereignisse aus den Betroffenen und aus dem Ganzen machen. Zum Schluss, in Ägypten, gibt Josef seinen Brüdern die entscheidende Deutung: »Zur Erhaltung des Lebens hat Gott mich vor euch hergesandt« (1Mo 45,5).

Das heißt viel. Josef macht damit deutlich, dass alles, was in den vergangenen Jahren geschehen ist, von Gott zugelassen oder gar aktiv bewirkt war, je nachdem wie wir die Dinge sehen wollen. Er macht seinen Brüdern deutlich, dass er immer jemand ist, der mit dem Tun Gottes in seinem Leben rechnet. *Er ist immer noch der Josef, der er früher war, immer noch*

*derselbe – und doch auch wieder nicht.* Die vergangenen Jahre waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Sie hatten ihn verändert. Aber im Kern seines Wesens war Josef immer noch der Sohn Jakobs. Obwohl seine Brüder glaubten, einen Ägypter vor sich zu haben – äußerlich war er das bestimmt, innerlich hatte der Einfluss der Welt den Kern seines Wesens nicht verändert. Er hatte seine Identität über alle Ereignisse hin bewahrt. Mit Gottes Hilfe war die Beziehung zum Gott seiner Väter nicht weggeschmolzen. Sie war Leitlinie seines Lebens geblieben. Sie war die Perspektive, aus der heraus er alles bewertete, was ihm auf seinem verschlungenen Lebensweg widerfahren war. Sie leitete sein Handeln und stärkte ganz sicher seine dickfelligen Brüder, dem Gott der Väter ebenfalls zu vertrauen. Denn was Josef vor seinen Brüdern tat, war ja eine Form der Verkündigung, eine Weise des Zeugnisablegens von den großen Taten Gottes.

Natürlich geht es im Leben der meisten Gläubigen nicht so abenteuerlich zu wie bei Josef. Doch können wir alle davon ausgehen, dass Gott mit uns etwas vorhat, meistens viel Kleinkram, manchmal aber auch Großes. Im Dienst Gottes stehen heißt in der Regel nicht, Berge zu versetzen, übers Wasser zu schreiten, Wunder aller Art zu vollbringen, sondern an dem Platz, wo Gott mich hingestellt hat, seinen Mann zu stehen, ein guter Klempner zu sein oder ein Wirtschaftsführer, ein guter Familienvater, ein verlässlicher Nachbar oder was auch immer. Entscheidend ist, dass wir *unsere Identität als Christen bewahren und ggf. bezeugen*. Das geht auch ohne Traktate oder Bücherstapel, ganz einfach dadurch, dass wir sind, was wir sind.

Karl Otto Herhaus

